

Nr. 112. Bromberg, den 16. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(18. Fortsetzung.) ——

Er griff tiefer und fischte einen anderen sorgfältig gebundenen Papierstoß heraus, diesmal in Maschinenschrift: „Sokrates und der Sozialismus." Er rief: „Tonio."

Der kleine Mann ließ seinen Boccaccio und kam zu seinem Freund, der ihm das Manuskript in die Hände drückte.

„Du siehst, was für ein verteufelter Bursche ich bin!"

Es war das beste, den Stier bei den Hörnern zu packen und Tonio von vorherein zu gewöhnen, in ihm, Andy Drake, eine Person von Hermanns Bedeutung zu sehen. Er ließ seinen vertrauten Sekretär die unverständlichen Seiten durchblättern. Dann fielen seine Blicke auf eine schmale Reihe dünner Bändchen, vornehm in grünes Schafleder gebunden. Auf dem Rücken fand sich der Name des Verfassers: Hermann Drake. Er zog eines aus den Regalen, „Phaon", und reichte es Tonio, der es ehrfürchtig betrachtete.

„Hast du das wirklich geschrieben, Andy?"

Andy schlug ihm auf die Schulter und lachte.

„Nein, das war ein anderer mit demselben Namen."

Er stellte die Bände zurück und ging zu seinen Ausgrabungen in der Truhe zurück, während Tonio sich wieder seinem Boccaccio widmete.

Sein Stöbern förderte nichts Interessantes zutage. Immerhin mußten die Papiere vernichtet werden, bevor das Haus verkauft wurde. Das würde eine schöne Beschäftigung für Tonio sein.

Er ging hinauf in seines Bruders strenggehaltenes Schlafzimmer, in dem er, nach gründlichstem Suchen, nichts weiter als Toilettengegenstände und einige alte Kleider für ländliche Ausflüge vorfand. Die konnte Tonio durchsuchen. Die anderen Schlafzimmer waren nur spärlich eingerichtet und die Fächer alle gähnend leer. Er ging zurück in die warme Bibliothek. Missis Putterill kam herein.

Sie setzte sich ein für das schadhafte Dach am Pförtnerhaus.

„Ich glaube, Sie können sich auf Mister Putterill verlassen, Sir Hermann."

„Das hoffe ich", sagte Andy. „Übrigens haben wir unten ein oder zwei feste Kisten? Ich muß diese Papiere nach London schicken."

„Unten sind Kisten genug. Putterill wird sie nach dem Lunch heraufbringen."

„Tonio", sagte Andy, „damit beginnt deine Laufbahn als Sekretär."

„Es wird Zeit, daß ich mir mein Gehalt verdiene", erwiderte Tonio.

Sie frühstückten in keiner Weise schlecht: Rühreier, gebratene Hühner, Würstchen, Apfelpudding, eine Flasche Sekt, starken Kaffe und alten Kognak.

Der einsame Schlüssel, den Andy im Geldschrank gefunden hatte, war der Schlüssel zum Keller, den, wie er vermutete, keiner als der Herr selbst öffnen durfte. Er war in Begleitung von Missis Putterill hinuntergestiegen und hatte sich die Flaschen ausgewählt. Es war ein vortrefflicher Weinkeller.

Hier hatte er von neuem den Beweis für seines Bruders Unberechenbarkeit. Dieser konnte in dem abscheulichen Haus leben, offenbar sogar mit Vergnügen, er konnte seine geistigen Kräfte der Philosophie widmen, sich um jeden Heller seines Einkommens bekümmern, er gefiel sich nach Dianas spöttischer Bemerkung in dem Gehaben eines ausgepichten Hagestolzes, galt für unbeweglich, hartherzig, unfähig, auch nur die geringste Freude im Leben sorglos zu genießen, selbst wenn sie ihm vor der Nase hing, und dann . . . dann war diese Cora Blenkinsop, da war Muriel, und um mit niedrigeren Genüssen zu beginnen, da war die ausgezeichnete Küche der Missis Bronson, das ausgesucht gute Essen der Missis Putterill und schließlich eine köstliche Auswahl der mannigfaltigsten Liköre in dem kleinen Kredenztisch in der Wohnung in Park Lane und hier dieser herrliche Keller mit auserlesenen Weinen. Andy erinnerte sich an den lang zurückliegenden Ausspruch eines klugen Freundes seines Vaters: „Nur gute Menschen lieben gute Weine." Hermann war ein Rätsel. Diana hatte ihm auch nicht recht getraut, ihm, Andy, weder in seinen Verständnis für Weine, noch für gutes Essen! Andy aß weiter und grübelte darüber nach.

Wie ließ sich dieses Rätsel lösen? Hermanns Gelehrsamkeit, die Andy fast nur nach ihren Erfolgen beurteilen konnte, mochte echt und tief gewesen sein, in allem anderen aber schien er ein großer Schwindler.

Ja, er war ein Schwindler gewesen. Ein schlechter Mensch, selbstsüchtig und künstlich. Andys Seelenforscherei verwirrte sich, während er die Eier aß. Tonio, der ein Glas Neunzehnhunderteller, herrlichsten Sekt dieses bewundernswerten Jahrganges an die Lippen führte, erinnerte ihn wieder an erfreulichere und mehr weltliche Dinge, indem er ihm zurief:

„Andy, ist das ein Sekt! Diese Blume!"

Nach dem Frühstück begaben sie sich wieder zurück in die Bibliothek. Andy setzte Tonio an die Arbeit und sah träge aus dem Fenster. Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt, und der blasse Schein einer verwässerten Sonne fiel über den Rasen und die Bäume. Er müßte eigentlich, dachte er, einen Rundgang durch sein Eigentum antreten, solange es noch in seinem Besitz war.

„Was soll das hier?" Tonio zeigte auf die Kassette.

„Die nehmen wir mit", sagte Andy.

Er untersuchte von neuem den Schrank. Seine glatte, stählerne Oberfläche schloß die Möglichkeit eines Geheimfaches aus, darin etwa die fehlenden Schlüssel hätten stecken können. Die große verschlossene Kassette beunruhigte ihn. Er ahnte, daß ihr Inhalt im Zusammenhang stand mit dem verwirrenden Scheckbuch, das er jetzt in seiner Tasche trug, und daß sie Geheimnisse enthielt aus seines Bruders Leben, die schwer für ihn zu enträtseln sein würden. Und wo waren die Schlüssel? Daß Hermann sie leichtsinnigerweise verloren hatte, war undenkbar. Er beschloß, das Ehepaar Bronson auf einen Winterausflug zu schicken und dann die ganze Wohnung von Park Lane von oben bis unten zu durchsuchen.

Er setzte den Hut auf, zog den Mantel an und ging ins Freie. Fast lief er, er brauchte Bewegung. Seine Gedanken weilten bei der rätselhaften Stahlkassette. Es war nicht leicht, sie aufzubekommen. Hammer und Meißel genügten nicht dazu. Er würde schon eine Stichflamme benötigen, wie ein Einbrecher. Aber in welchem Geschäft kauft man dergleichen? Als er an diesem Punkt seiner Betrachtungen angelangt war, sah er sich plötzlich wieder vor dem Eingangsgitter und vor dem kleinen Weg, auf dem der geschickte Reiter sein widerspenstiges Pferd gebändigt hatte.

Da wurde er von einer seiner blitzartigen Eingebungen befallen.

10.

Er ging über den Weg, schritt durch ein Gitter und die Auffahrt hinauf, die zu einem dunkelroten Backsteinhaus im Stil der Königin Anna führte. Ringsum war alles mit Sorgfalt behandelt und wohl gepflegt. Der dicke Efeu sah aus, als liebte er seine Mauern. Gut gehaltener Rasen, geschnittene Eibenhecken, die anscheinend einen Rosengarten einfaßten. Das Haus hatte eine weite, freundliche Stirn. Der Haupteingang an der Seite war ebenfalls freundlich. Der Kiesweg machte den Eindruck, als wäre er vor einer halben Stunde gewalzt worden. Die Stufen glänzten vor Sauberkeit. Die Strohmatte und der Fußabtreter zwangen jeden Besucher, mit sauberen Füßen einzutreten.

Andy läutete. Die Tür wurde von einem Mann in mittleren Jahren geöffnet, einem Doppelgänger Bronsons. Sein Mund öffnete sich fassungslos, als er Andy sah. Er stieß hervor:

„Sir Hermann."

„Jawohl, ich bin es. Ist Mister Flower zu Haus?"

„Mister Flower ist wohl zu Haus, aber verzeihen Sie, Sir Hermann", der Mann flüsterte, „ich weiß nicht recht . ."

„Aber ich weiß es", sagte Andy, „man hat allerhand über mich erzählt. Sie fürchten, wenn Sie mich anmelden, wird mich Mister Flower nicht empfangen. Schön, Sie brauchen mich nicht anzumelden. Wo ist er?"

„Im Arbeitszimmer, Sir Hermann."

„Gut, bringen Sie mich zum Arbeitszimmer, öffnen Sie die Tür und melden Sie mich an." Er lachte über das fassungslose Gesicht des Mannes. „Sie fürchten, Mister Flower würde Sie entlassen? Er wird es nicht tun! Alles ist nur ein häßliches Mißverständnis, mein lieber . . .", er schnippte mit den Fingern und tippte sich leise bedauernd an den Kopf.

„Smith, Sir Hermann."

„Natürlich. Ich habe jetzt zu viel durchgemacht! Hören Sie. Wenn Sie dadurch irgendwelche Ungelegenheiten haben sollten, komme ich dafür auf. Aber Sie werden keine haben."

Smith, der Butler, seufzte auf. Er wußte, daß sein Herr Sir Hermann Drake über alle Maßen haßte, vor allem, seitdem Missis Flower das Haus verlassen hatte, um ein Leben für sich zu führen. Doch wiederum, wer war er, daß er Sir Hermann den Zutritt verweigern konnte? Einem Sir Hermann, der mit einem Ölzweig in der Hand ankam. Er zögerte.

„Auf alle Fälle zehn Pfund. Und hundert, wenn Sie sich gezwungen sehen, eine neue Stelle zu suchen."

Dem Diener schwirrte der Kopf. So hatte er Sir Hermann bisher nicht gekannt. Er gab nach.

Es war ein schönes Haus, mit Teppichen, alten Bildern. Einzelne Stücke großväterlicher, ruhiger Mahagonimöbel standen im gut gewärmten Gang.

Smith öffnete eine Tür.

„Sir Hermann Drake, Sir." Dann verschwand er.

Andys erster flüchtiger Eindruck war der: das behagliche Zimmer eines auf dem Land aufgewachsenen Mannes, Sportbilder, Gemälde eines Pferdes, volle Bücherregale, Stöße von Magazinen auf einem Tisch an der Seite.

Der Reiter von heute morgen, noch im Reitanzug, sah von dem Schreibtisch auf, an dem er saß und wo er unter einem Vergrößerungsglas etwas untersucht hatte, eine Briefmarke, wie Andy später bemerkte. Der Mann sprang hoch, in der Hand das Vergrößerungsglas!

„Was, zum Teufel, wollen Sie hier?"

Flower war ein schöner, kräftiger Mann, körperlich gut ausgebildet, mit gewelltem Haar und blauen Augen, die Zorn ausdrückten.

„Ich bin gekommen, um Sie zur Vernunft zu bringen", sagte Andy.

Flower fuhr hoch, wie Andy erwartet hatte. Das war nur zu begreiflich.

Offenkundige Nebenbuhler werden nicht gerade honigsüß von grobverletzten Gatten empfangen. Andy, die Hände in den Hüften, sah ihn unbewegt an.

„Scheren Sie sich fort, sage ich Ihnen. Verdammt noch mal, gehen Sie. Ich will nicht Hand anlegen an einen kranken Mann, doch bei Gott, wenn Sie nicht gehen, werfe ich Sie hinaus."

„Versuchen Sie es nur", sagte Andy.

Der wütende Mann stieß einen Arm vor. Andy ergriff sein Handgelenk mit der einen Hand, mit der anderen packte er ihn unterhalb des Ellbogens. Flower stieß einen Schmerzensruf aus und starrte ihn voll Entsetzen an.

„Bewegen Sie sich nicht, oder Ihr Arm zerbricht wie ein Stock. Ich habe das von einem japanischen Akrobaten in Seattle gelernt."

Er gab seinen beklagenswerten Gegner frei, der ihn verständnislos fragte:

„Wovon sprechen Sie eigentlich?"

„Sie haben mir bisher noch nicht die Möglichkeit gegeben, es zu erklären."

„Das war dieses scheußliche Jiu-Jitsu", sagte Flower, indem er seinen Arm rieb.

„Ja, es ist der einzige Trick, den ich gelernt habe, und er hat es in sich, nicht wahr?"

Horatio Flower bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Hermann Drake hatte Jiu-Jitsu bei einem japanischen Akrobaten gelernt, in Seattle! Flower ging dieser Ungeheuerlichkeit in Gedanken nach.

Andy berührte ihn mit dem Finger.

„Sie waren im Krieg, nicht?"

„Sie wissen sehr genau, daß ich draußen war."

„Dann wissen Sie, was dies hier bedeutet", sagte Andy, indem er sein Knie entblößte und eine breite weiße Narbe an seinem Bein sehen ließ. „Es ist keine Impfnarbe, nicht wahr? Sie rührt von einem Schrapnellschuß her, von einem sehr üblen sogar! Und wenn Sie wollen, daß ich mein Hemd ausziehe, so kann ich Ihnen Narben vom Maschinengewehrfeuer zeigen. Sagen Sie ein Wort, und ich ziehe mich aus."

Horatio Flower trat vor und sah ihm fragend in die Augen, während Andy lächelte.

„Wer zum Teufel sind Sie? Ich könnte beschwören, daß Sie Hermann Drake sind, doch er war weder im Krieg, noch war er in Amerika, so viel ich weiß . . . Und keineswegs war er der Mensch, der an der Pazifik-Küste Jiu-Jitsu gelernt hätte. Wer sind Sie?"

„Das ist der Grund meines Kommens", sagte Andy, „ich tue es auf meine eigene Verantwortung hin. Wie ich Ihnen schon sagte, haben Sie mir bis jetzt keine Gelegenheit zu einer Erklärung gegeben. Ich bin vielleicht ein Mensch mit einem sonderbaren Begriff von Ehre. Noch vor einer halben Stunde sah ich keinen Ausweg aus der entsetzlichen, verworrenen Lage. Vor allem, ändern Sie Ihre Ansicht, ich sei Hermann Drake."

„Jetzt sehe ich, daß Sie es nicht sind", sagte das wider seine Absicht beschämte Opfer. „Oh, bitte setzen Sie sich."

Er stellte hastig Stühle an den Kamin.

„Noch einmal, wer sind Sie?"

„Andermann Drake, Hermanns Zwillingsbruder."

Flower starrte ihn an.

„Sie sind ein Schwindler. Andermann Drake ist vor länger als einem Monat gestorben."

„Woher wissen Sie das?"

„Sein Tod war in der Times angezeigt."

„Das stimmt", sagte Andy, „ich selbst habe die Anzeige hineingesetzt. Wir sind hier in einem freien Land. Warum soll man sich da nicht seine eigene Todesanzeige aufsetzen können?"

„Und so haben Sie sich hier unter dem fremden Namen eingeführt?"

„Natürlich", sagte Andy. „Darf ich eine Zigarette rauchen?"

„Verzeihen Sie", sagte sein Gastgeber und reichte ihm eine Schachtel. Er brannte sich selbst auch eine Zigarette an. „Und was sagt Ihr Bruder Hermann dazu?"

„Er ist leider nicht mehr in der Lage, dazu Stellung zu nehmen“, sagte Andy ernst. „Sie müssen wissen, Hermann ist tot.“

Flower sah ihn ungläubig an.

„Tot?“

Andy machte eine leise bestätigende Geste, die um Aufmerksamkeit bat.

„Was Sie hören werden, gibt mich in Ihre Hand. Doch ich denke, Sie werden meine Gründe immerhin verstehen. Ich spreche aus einer schwierigen Lage heraus. Glauben Sie mir, wäre ich nur ein schmutziger Abenteurer . . . oh, ich bin tatsächlich Andermann Drake, siebenter Baron und so weiter. Hätte ich kein Ehrgefühl, nichts wäre für mich leichter gewesen, als mit einem Haufen Geld auf und davon zu gehen, in irgendein Land über dem Meer und euch mit euren Gesetzen das Nachsehen zu lassen.“

„Uns allen?“

„Ihnen und der reizenden Dame, die Ihre Frau ist.“

Flower sprang von neuem in die Höhe. Er warf seine Zigarette in das Feuer. Andy erhob sich ebenfalls.

„Was geht Sie meine Frau an?“

„In der Theorie alles, in der Praxis, Gott sei Dank, nichts!“

„Wovon sprechen Sie eigentlich?“

„Zum Teil von sehr Einfachem“, sagte Andy. „Hören Sie. Was die Anzeige in der Times anlangt: es war nicht Andermann, der gestorben ist, es war Hermann. Setzen Sie sich, bitte! Es ist eine Geschichte, die immerhin einige Zeit in Anspruch nimmt.“

(Fortsetzung folgt.)

Ordnung muß sein!

Skizze von Inge Stramm.

Der Bauer Jan Harleb hat sich alle Tage mit ansehen müssen, wie da hinter seiner Scheune das Haus des neuen Siedlers gebaut wird, gerade da, wo vorher der alte Apfelbaum gestanden hat, in den schon dreimal der Blitz gefahren ist. Auch eine Bank hat darunter gestanden, und dort haben sie manchmal ihre Pfeifen geraucht, der alte Krischan, dem der Nachbarhof gehörte, und Jan Harleb.

Es ist mit dem alten Krischan nicht mehr viel los gewesen. Die Söhne sind im Krieg geblieben. Er ist dann aufs Trinken gekommen, und der Hof verfiel. Als man ihm die letzte Kuh aus dem Stall holte, legte er sich hin und starb. Er hatte für niemand mehr zu sorgen.

Jan Harleb sieht ihn immer noch liegen in der einzigen Stube des Hauses auf dem weißen Laken. Die Magd, die mit Wasserschüsseln hinausgegangen war, hatte die Tür offen gelassen, auch jene Tür, die vom Flur gleich in den Stall führte, der unter demselben Dach lag wie Stube und Küche, nur mehr Raum und Licht hatte. Der Geruch des Stalles füllte die Stube, es war seit Generationen so gewesen, und das war gut so.

Jetzt ist da aber aus der Stadt ein entfernter Verwandter gekommen, der lange arbeitslos gewesen ist, dann Landdienst auf einem großen Gut gemacht und nun, da er den Hof des alten Krischan erbte, sehr rasch eine Frau gefunden hat, die wohl Geld besaß. Denn sie haben das alte verfallene Haus als Stall stehen lassen und bauen da nun ein neues Wohnhaus.

Für das Haus hat der alte Apfelbaum fallen müssen, der, so geborsten der Stamm auch war, noch jeden Herbst etliche Zentner guter Äpfel hergab. Und die Johannisbeersträucher an der Mauer werden nun auch eingehen, weil das Haus ihnen die Sonne nimmt. Was ist es auch für ein Haus!

Dem Bauer Jan Harleb tut es in der Seele weh, es mit ansehen zu müssen. Zweistöckig ist es geworden, und einen Balkon schiebt es nach vorne hinaus, der noch mehr von der Erde fortnimmt, die doch nicht Steine, sondern Frucht tragen will. Da es nach Süden gebaut ist, raubt es nicht nur den Johannisbeersträuchern, sondern auch dem halben Garten das beste Licht und die weicheste Luft. Es ist eine Sünde für einen Bauer, solch ein Haus zu bauen, empfindet Jan Harleb in seinem unverbildeten Sinn.

Er hätte schon gewußt, was drüben notgetan hätte auf dem Hof, um etwas herauszuwirtschaften! Vor allen Dingen wäre ein neuer Stall wichtiger gewesen. Dem alten geht der Wind überall durch die verquollenen Fugen. Nicht einmal die zerbrochene Fensterscheibe hat der Siedler ergänzen lassen. Mit Papier wurde sie zugeklebt. In der Stube, in der Krischan lebte, haben sie Verschläge für Kaninchen richten lassen, und in der rauchgeschwärzten Küche steht eine nagelneue Waschmaschine, wie sie keiner im Dorf je gesehen hat.

„Sie spart Zeit und Arbeit, die Waschmaschine!“ sagt die neue Nachbarin. Und das leuchtet Jan Harlebs Frau ein. Wenn man so ein Ding hat, kann man vielleicht auch am Waschtag noch aufs Feld gehen während der Ernte, oder es bleibt nicht sonst alles liegen in Haus und Garten. Sie nickt bedächtig mit dem Kopf und sagt dies der Städtischen. Die aber lacht und meint, daß man sie schon bedienen und beobachten müsse, die Maschine, aber die gröbste Arbeit tue sie schon für einen, man könne sich daneben setzen und einen Roman lesen . . .

Am Abend unter der Lampe in der Stube meint Jan Harlebs Frau zu ihrem Mann, so beim Strümpfestopfen: „Die Nachbarsche dut sich man neben die Waschmaschine setzen un dut en Roman lesen.“

„Kiek eens an . . . Verflucht!“ Jan Harleb, der sich gerade die Pfeife anzünden wollte, hat vor Schreck das Streichholz zu lange brennend in der Hand gehalten und sich versengt.

„Dat sull nu woll 'ne Buanfru warn, Rieke. De leiwe Erde unds Vieh die Tied stehln. Dat geiht ni gut, sag ick Di!“ Damit steht der Mann auf und geht hinaus auf den Hof. Es ist ein unruhiger, schwüler Abend ohne Sterne. Es wetterleuchtet rings am Horizont. Fern grollt Donner.

„Wenn dat man nur nich wedder in ollen Appelboom inslagt!“ hat Jan sonst an solchen Abenden zu seiner Frau gesagt!“ Jetzt steht er nur im Hof und blickt hinüber zu dem neuen Nachbarhaus. Etwas Blinkendes irrlichtert da am Dach. Das ist das Metall des Blitzableiters, in dem das Flackern am Horizont spiegelt. Jan Harleb weiß es wohl. „Da sull ja nu woll nix mehr passieren!“ murmelt er vor sich hin und geht zum Stall, um noch einmal nach dem Vieh zu sehen wie jeden Abend . . .

In dieser Nacht kommt ein schlimmes Wetter auf. Das neue Haus verschont es, aber in die alte Scheune daneben, die Scheune des Jan Harleb, springt der Blitz, und das Feuer leuchtet wie eine Fackel über das ganze Dorf. Als sie mit der Spritze und den Schläuchen ankommen, hat der Wind schon seine Arbeit getan. Von der Scheune, wo das Heu liegt — die ganze Frühsommerernte —, hat er die Flamme fortgerissen zum Wohnhaus hinüber, das neben dem Stall liegt. Aber als sie nun Wasser geben wollen auf das Haus, das spärliche Wasser, das erst gepumpt werden muß, da zeigt Jan Harleb nur auf den Stall, seinen Stall, den er erst vor drei Jahren hat neu machen lassen, damit das Vieh es warm und gut habe.

Und daß der Stall gerettet wird, dafür muß er fast all sein Hab und Gut im Hause geben. Denn das Haus brennt nieder bis auf die Mauern, gerade daß sie die Betten und das Nötigste noch hinaustragen konnten . . .

Sie haben sich dann am andern Tag Bett und Stuhl und Tisch in der Gerätekammer im Stall gerichtet. Und Jan Harlebs Weib faltet noch die Hände und steht einen Augenblick still versunken, hört auf das Klirren der Ketten im Stall, wo sie noch alle unversehrt und geborgen stehen, die Bleß und die Liese und die andern Kühe und Pferde. Blickt dann hinüber zur Scheune, deren Dachsparren an einer Seite in die Luft ragen da, wo der Boden leer war und des Getreides harrte, das noch auf dem Halm steht. Das Heu des Frühsommers im andern Teil der Scheune ist vom Feuer nicht erreicht worden. Und da steigt etwas wie ein Dankgebet zum Himmel empor.

Jan Harleb aber nimmt die Sense über die Schulter und geht, nur ein weniges später als sonst, hinaus auf die Wiesen, die zweite Heumahd zu beenden. Denn jetzt kommt alles auf die Ernte an, auf die Gnade der Erdkrume, der Sonne und Winde, um die es sich nun doppelt mühen heißt im Schweiße des Angesichts.

Dort draußen auf dem Feldweg trifft Jan Harleb den Nachbar. Es geht ihm wie ein Stich durchs Herz. Es ist ihm lange schon eingefallen, daß, wenn der alte Apfelbaum noch gestanden hätte, der Blitz da hineingefahren wäre. Das neue gesicherte Haus aber hat ihm das Feuer herübergeworfen in seine Scheune. Das ist nicht Gottes Wille gewesen, das war Menschenschuld! Er will ohne Gruß vorbei.

Der Nachbar aber nimmt seine Kappe vom Kopf und bleibt stehen, mitten auf dem Weg, und streckt Jan Harleb seine Hand hin. Das ist ein aufrichtiges Bedauern des Unglücks. Der Nachbar drückt es auch in Worten aus, er stottert etwas, wie er dann schließt... wenn Jan nicht wüßte, wo jetzt wohnen, dann solle er doch zu ihm ziehen in das neue Haus; Platz genug wäre da schon.

Jan Harleb bleibt stehen: „Dat soll mi nu ook nich wunner nimme, dat da Platz genug is, in son sündhaft großes Haus . . ." Aber wohnen wolle er nicht darin. Und der Stall, was sei denn mit dem Stall? Da blase ja der Wind durch die nackten Schwellen . . . Alles dies, was Jan schon so lange am Herzen frißt, bricht jetzt heraus.

Und ein so großes Unglück sei das nun wahrhaftig auch nicht mit ihm, wo doch sein Stall und das Vieh und die Heuernte verschont blieben. Der Mensch? Erst kommt die Erde und dann das Vieh, der Mensch mit seinen Ansprüchen kommt erst ganz zuletzt! Das ist die uralte, bäuerische Rangordnung, jawohl! Denn alles, was der Bauer hat, hat er nur durch Erde und Kreatur, und reich wird er auch nur durch sie. Und was er sich vorher für sich nimmt, das stiehlt er denen, und das rächen sie an ihm. Wie kann denn in einem solchen Stall das Vieh gedeihen? Der Nachbar wird das schon sehen. Das ist Menschenschuld.

So schließt Jan Harleb seine Rede, die längste, die er je in seinem Leben gehalten hat.

Es sind seltsame Worte für den Mann aus der Stadt, wenn er auch schon Landarbeit getan hat, Gutsarbeit, in acht Arbeitsstunden gepreßte, gedankenlose Arbeit, die hingelegt wurde, wenn die Glocke schlug, um dann am Feierabend an Tabak und Mädchen und sowas zu denken. Bauer sein ist etwas anderes. Der Siedler spürt es wohl. Er hat es all die Monate schon gespürt, daß er es nicht richtig anfängt. Da steht er nun mitten auf der Wiese und dreht den Hut in seiner Hand. Und Jan Harleb läßt ihn so stehen und geht weiter. Und hat nicht einmal nötig, den Hut zu ziehen, weil er keinen trägt. Durch sein kurzes, helles Haar geht der Sommerwind, wie er durch Halme und Busch geht. — —

Aber es kommt dann doch so im Herbst, als die Tage kalt und rauh werden, daß der Jan Harleb mit seiner Frau in das neue Haus des Nachbarn zieht. Denn für zwei Familien, da ist das Haus wohl nicht zu groß. Und anstatt eines neuen Wohnhauses kann Jan Harleb nun erst mal eine neue Scheune bauen.

Der Mann aus der Stadt aber hat gelernt, mit ihm Schulter an Schulter zu arbeiten und sich recht zu mühen an der Erde, daß sie gute Frucht bringt, damit im nächsten Jahr auch ein neuer Stall stehen kann und die Rangordnung nicht mehr verletzt werden wird.

Frühlingsgedanken.

Von Rudolf Presber.

Menschenfrühling! Ein Kind hat so viele Verwandte -- mit den gaukelnden Schmetterlingen, mit den singenden Vögeln, mit den Knospen am Busch fühlt es sich verwandt. Je älter der Mensch wird, je näher er auf Herbst und Winter zuschreitet, um so weniger Verwandte kennt er. Und auch davon die meisten nur vom Wegsehen.

*

Eine Jugendliebe altert — und ein Wiedersehen ist kein reines Vergnügen mehr. Der alte Goethe lud die verwitwete Lotte Buff, die Seine Exzellenz besuchte, für den Abend in seine Loge ein und — er selbst kam nicht. Der Frühling in der Natur ist die einzige Jugendliebe, die unverändert wiederkommt und den galanten Takt hat, uns selbst einzureden, auch wir seien eigentlich gar nicht älter geworden.

*

Lenz bejubeln, heißt doch eigentlich: auf einen guten Herbst hoffen. Aber die Jugend grüßt auch die grünen Bäume, die keine einzige Blüte zeigen — und hofft auf Früchte.

*

Manchmal scheint es mir, den Frühling träumen wir — und den Herbst erleben wir.

*

Im Sommer kann ich's verstehen, wenn man nach dem Engadin fährt. Im Herbst möchte ich in Lugano leben. Im Winter sehn' ich mich oft nach Taormina. Aber im Frühling — im Frühling möcht' ich noch einmal Student in Heidelberg sein.

*

Ich habe verregnete und durchstürmte Frühlingstage erlebt, die mir herrlicher in der Erinnerung blieben als manche sonnigen, blühenden. Es sind oft die ungeratenen Sorgenkinder, die später den Ruhm der Familie, deren normale Sprossen still gegangen sind, noch durch die Zeiten leuchten lassen.

*

Es kommt alles auf die Betonung an. „Schöner Frühling, komm' doch wieder" . . . sang Hoffmann von Fallersleben. „Schöner Frühling, komm' doch wieder!" singen wir.

*

Der Karneval ist die Zeit der offiziellen Narrheit. Aber seine nettesten Torheiten begeht der Mensch im Frühling.

*

Es gibt Menschen, die haben sich im Frühling verlobt und im Herbst geheiratet. Es gibt andere Menschen, die haben sich im Frühling verlobt und auch im Frühling geheiratet. Und es gibt wieder Menschen, die haben sich im Frühling verlobt und überhaupt nicht geheiratet. . . . Es wäre eine interessante, aber vielleicht nicht galante Statistik, festzustellen, welche von den drei Kategorien die meisten Glücklichen zählt.

*

Der eine sieht im Frühling mit Novalis die Ahnung höherer ewiger Blüten und Früchte und die besondere Sympathie in der gesellig sich entwickelnden Welt. Der andere sieht in ihm nur die wiedergegebene Möglichkeit, in weißen Hosen Tennis zu spielen.

*

Frühling nennt man die Jahreszeit, in der die Grippe ganz plötzlich in Heuschnupfen übergeht.

*

Bei all dem Gerede und Gedichte über den Frühling nur immer von „Blüten" zu sprechen, das scheint mir eine ganz abscheuliche Ungerechtigkeit gegen den Spargel.



Lustige Ecke



Ehrlich.

Ehrenmann hat gemaust. Eine Brieftasche.
„Hatten Sie denn keine Angst, als Sie stahlen?"
„Doch."
„Daß man es bemerkt?"
„Nein. Daß die Brieftasche leer war."

Berechnung.

Tristan geht mit einer Leichenbittermiene.
„Verärgert?"
„Nein."
„Warum machst du dann so ein trauriges Gesicht?"

Tristan flüstert: „Der Arzt hat meiner Frau einen Monat Landaufenthalt verordnet, und wenn ich jetzt strahle, wie ich möchte, fährt sie nicht."

Weltwunder.

„Peter hat mir gestern etwas Entzückendes gesagt!"
„Was hat Peter dir gesagt?"
„Ich wäre das achte Weltwunder —"
„Und du?"

„Ich habe ihm geantwortet — er soll sich von mir nicht mit den übrigen sieben Weltwundern erwischen lassen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.